Zeitschrift: Freidenker [1956-2007]
Herausgeber: Freidenker-Vereinigung der Schweiz
Band: 47 (1964)
Heft: 2

Artikel: Johann Gottlieb Fichte
Autor: Tramer, Friedrich
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-411216

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Vollkommene gekommen sein wird, werden auch alle ökumenischen Sehnsüchte erfüllt sein.»

Mit höflichen Worten wird damit die Wiedervereinigung der beiden Kirchen vom Protestantismus aus auf den Tag des Jüngsten Gerichtes verschoben, da dann doch alles neu und vollkommen gestaltet werden kann. Der gelehrte Humanist würde sagen: «Staehelin verschiebt die Vereinigung ad Kalendas graecas.» Der Mann aus dem Volk aber drückt sich so aus: «Die Vereinigung wird auf den St. Nimmerleinstag hinaus verschoben», und so unrecht hat er gewiß nicht.

Just in diesen Tagen ist nun auch der Papst mit Formulierungen herausgerückt, die klar zeigen, daß auch er unter der Wiedervereinigung nur eine bedingungslose Rückkehr in den Schafstall Christi, nur eine integrale Eingliederung in die Romkirche versteht. Wir lesen in dem Aufsatz «Konzil und ökumenischer Dialog» (Basler Nachrichten vom 26./27. Oktober) folgende sehr aufschlußreichen Sätze: «Der Papst vertritt eine von der protestantischen Haltung abweichende Auffassung von Oekumenizität. Er sieht eine eventuelle Wiedervereinigung letztlich nicht in einem Zusammenschluß aller Kirchen, sondern vielmehr im Anschluß aller Kirchen an die eine römisch-katholische Kirche. Papst Paul VI. macht sich offensichtlich keine Illusionen.» Und nun mit den eigenen Worten des Papstes: «Das Konzil erwartet besorgt die vielen Schafe, die bislang sich nicht in der einzigen Hürde befinden ... Die sichtbare Einheit der Kirche kann nur erreicht werden in der Gleichheit des Glaubens, in der Teilnahme an den gleichen Sakramenten und in der organischen Harmonie einer einzigen kirchlichen Leitung.» Auch das ist doch wohl deutlich genug!

Und da ist schließlich Professor Dr. Oscar Cullmann, Ordinarius an der theologischen Fakultät der Universität Basel und Dozent an der Waldenser Fakultät in Rom. Er ist einer der vordersten und eifrigsten Förderer des ökumenischen Gesprächs und wird als solcher vom Papst mit ganz besonderen Freundlichkeiten geehrt. Aber auch Professor Cullmann hält heute die Wiedervereinigung der beiden Kirchen ex definitione, d. h. aus deren Grundbestimmungen heraus für unmöglich.

Die wenigen angeführten Zeugnisse zeigen zur Genüge:

Die Hoffnungen auf eine baldige, ja auch nur auf eine mögliche Wiedervereinigung der beiden christlichen Hauptkonfessionen sind heute geknickt, gebrochen. Die fast schwärmerische Freude am ökumenischen Gespräch, in das man so hoffnungsvoll eingetreten ist, hat der Ernüchterung weichen müssen. Das Gespräch selber schrumpft kläglich zusammen auf die Erörterung einiger weniger und nebensächlicher Fragen. Damit verdichtet sich aber auch aufs neue die dunkle Wolke der Problematik, die drohend schon lange über dem christlichen Anspruch auf absolute Wahrheit, auf die Wahrheit der göttlichen Offenbarung, liegt. Damit verschärfen sich auch die missionarischen Schwierigkeiten der christlichen Heilsbotschaft. Wie und warum soll denn die Welt an die große eine und absolute Wahrheit der christlichen Botschaft glauben, wenn doch sogar die beiden Hauptvertreter dieses christlichen Wahrheitsanspruches in der Wahrheitsfrage selbst sich nicht zu einigen, sich gegenseitig nicht zu überzeugen vermögen? *Omikron*

Eleanor Roosevelt — fast eine Freidenkerin?

Das Lincoln Center in Neuyork bot eine Ausstellung über: «Eleanor Roosevelts Wirken aus eigener Kraft», im Andenken an die Old Lady, die 78jährig im November 1962 starb und nie müde geworden ist, zu helfen und für alles, was an menschlichen Prinzipien echt war, kämpferisch einzutreten.

Diese in gewisser Hinsicht sehr freidenkende Frau wird uns besonders sympathisch, wenn wir uns an ihre Auseinandersetzung mit dem Erzbischof von Neuyork, Kardinal Spellman im Jahre 1949 erinnern. Besser hätte auch ein Freidenker diesen, wohl mit allen Wassern gewaschenen, hohen Geistlichen nicht schachmatt setzen können.

Frau Eleanor Roosevelt veröffentlichte ein Schreiben an diesen Kardinal Spellman, in welchem sie zu den gegen sie gerichteten Anklagen des Kardinals Stellung nimmt. U. a.

Johann Gottlieb Fichte

Zur 150. Wiederkehr seines Todestages

Am 27. Januar 1964 sind 150 Jahre vergangen, seit *Johann Gottlieb Fichte* in Berlin einem Flecktyphus erlag. Seine Stellung in der Geistesgeschichte des deutschen Volkes ist umstritten, wenn man alle Seiten seiner philosophischen, politischen, religiösen und sozialen Betätigung in Betracht zieht.

Fichte wurde am 19. Mai 1762, ein Jahr vor Beendigung des Siebenjährigen Krieges, geboren. Im gleichen Jahr erschien Rousseaus Hauptwerk, der Contrat social. Wie dieses Werk auf die europäische Geistesgeschichte, auf das europäische Staatsrecht und auf die sozialen Verhältnisse und Anschauungen im allgemeinen eingewirkt hat, so zeigt sich auch sein Einfluß in der sozial betonten Weltanschauung Fichtes, zu der sich aber leider noch ein überheblicher Nationalismus, ein die übrigen Völker Europas verachtender Patriotismus und nicht zuletzt ein rüder Antisemitismus gesellten.

Wenn auch sein Vater nicht zu den ärmsten Bewohnern des Dorfes Rammenau in der Oberlausitz (Sachsen) gehörte, so war doch Fichtes Jugend von den täglichen Sorgen einer Bandweberfamilie im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts überschattet. Er hütete die Gänse im Dorfe, bis eines Tages ein reicher Adliger auf den geweckten Jungen aufmerksam wurde, der ihm die Sonntagspredigt des Pastors fast wörtlich eindrucksvoll wiedergeben konnte. Er ermöglichte ihm den Weg zu einer höheren Bildung. Fichte kam in die berühmte Fürstenschule Schulpforta bei Naumburg und begann später das Studium der Theologie.

Durch den plötzlichen Tod seines Gönners fiel die finanzielle Unterstützung weg, Fichte mußte sein Studium aufgeben und sich als Hauslehrer durchschlagen. Auf der Suche nach passenden Stellen durchwanderte er fast ganz Deutschland und lernte dabei die Verhältnisse seiner Heimat in jener Zeit kennen, die sozialen Zustände und die drückende Lage der arbeitenden Bevölkerung. Auch im städtischen Kleinbürgertum herrschte Armut und Not. Seine Jugendeindrücke und seine Erfahrungen aus seiner zwölfjährigen Hauslehrerwanderschaft hat Fichte in den beiden Frühschriften: «Zurückforderung der Denkfreiheit von den Fürsten Europas, die sie bisher unterdrückten» und «Beiträge zur Berichtigung der Urteile des Publikums über die französische Revolution» 1793 niedergelegt. Von 1794 bis 1799 war er in *Jena* als Professor tätig; hier entstanden seine bedeutendsten philosophischen Arbeiten. Infolge des Atheismusstreites in langwierige Auseinandersetzungen mit der Unterrichtsverwaltung verstrickt, mußte er seine Lehrtätigkeit aufgeben. Es sei festgehalten, daß sowohl Goethe als auch Schiller sich in diese Auseinandersetzungen nicht einmischten, da sie die eigenwillige und selbstherrliche Einstellung Fichtes kannten.

Fichte zog nach Berlin, lebte dort als Privatdozent und wurde später nach einer vorübergehenden Lehrtätigkeit an der Universität Erlangen (1805) als einer der ersten Professoren an die neu gegründete Universität *Berlin* berufen (1810), wo er auch als der erste freigewählte Rektor seines Amtes waltete.

In den Jahren 1806 bis 1813 nahm Fichte durch seine Schriften und Vorlesungen lebhaften Anteil an der bürgerlich nationalen Befreiungsbewegung. Vor allem sind seine «Reden an die deutsche Nation» zu nennen, die er im Wintersemester 1807/08, als Berlin von französischen Truppen besetzt war, im Gebäude der Akademie der Wissenschaften vor Studenten, Kaufleuten, Handwerkern und

heißt es: «Ich versichere, daß ich nicht den Eindruck habe, ich sei eine *‚unwürdige amerikanische Mutter'*. Das endgültige Urteil über den Wert aller menschlichen Wesen, lieber Kardinal Spellman, liegt in höheren Händen. Ich habe nicht die Absicht, Sie persönlich oder die römisch-katholische Kirche anzugreifen, doch werde ich gewiß das verteidigen, was mir recht scheint.» Weiter führt sie aus, wenn sie die *kirchlichen Schulen* erwähnt habe, so sei nicht nur von katholischen, sondern von allen Schulen unter einer religiösen Kontrolle die Rede gewesen.

Ich glaube, jedermann, der die Geschichte und namentlich die Geschichte Europas kennt, wird anerkennen müssen, daß die Beherrschung der Erziehung oder der Regierung durch irgendeine Religion niemals ein für das Volk glückliches System gebildet hatte.

Die geistige Leitung muß eine geistige Leitung bleiben, die weltliche Macht darf in keiner Kirche von allzugroßer Bedeutung sein.»

In seinem Schreiben sprach Kardinal Spellman von den «*katholischen Toten*» des letzten Krieges». Frau Roosevelt erwidert, als sie die Spitäler besucht habe, habe sie niemals die verwundeten Soldaten gefragt, welcher Religion sie angehörten. Männer aller Rassen, aller Farben und aller Glaubensbekenntnisse hätten für ihr Land gekämpft und Anerkennung und Hilfe verdient.

Kardinal Spellman hatte Frau Roosevelt vorgeworfen, sie habe Kardinal Mindszenty anläßlich des Budapester Prozesses nicht verteidigt. Frau Roosevelt erklärte, sie habe offen gegen alle unredlichen Prozesse und gegen alle Maßnahmen in allen Ländern gesprochen, die als ein Angriff gegen ein Individuum wegen seines Glaubensbekenntnisses angesehen werden können.

«Ich kann allerdings nicht sagen, in Europa habe die Tatsache, daß die römisch-katholische Kirche große Gebiete kontrolliert, den Völkern dieser Länder immer Glück gebracht.»

Etwa acht Tage später erklärte Kardinal Spellman in seinem Schreiben, er werde von jetzt an *Frau Roosevelt ignorieren.*

Die Wahrheit ist dem Manne in Purpur und Seide mit dem Worte Gottes im Munde zu unangenehm geworden und so schleudert er vom gewichsten Parkett seiner noblen Residenz aus den Bannstrahl der Ignoranz gegen seine aufrichtige Widersacherin; aber bestimmt wird sich ein Jahr nach *seinem* Tode keine Seele mehr mit ihm beschäftigen.

L. Endres

Gott sei Dank!

Eine beliebte Redensart! Man begegnet ihr allerenden, nicht nur in frommen Kreisen; auch freigesinnte Menschen bedienen sich ihrer, obwohl sie den kindhaften Gottesglauben längst über Bord geworfen haben, oder zutreffender gesagt: er hat sich in ihrem Geistesleben verflüchtigt, aufgelöst wie der Morgennebel, der unversehens nicht mehr da ist, keine Spur von ihm. Blauer, lichter Himmel! «Gott sei Dank!»

Bei den allergeringfügigsten Vorkommnissen benützt man diese frommscheinende Floskel: Wenn man bei einer Rechnung endlich herausgefunden hat, daß sie stimmt — wenn man einen langweiligen Schwätzer losgeworden ist — wenn an regnerischen Ferientagen der Gong das Abendessen ankündigt. Es ließen sich natürlich unzählige solcher «Wenn» anführen.

Indem man sagt «Gott sei Dank», deutet man an, daß man glaube, es sei Gott, der in all diesen Miniaturfällchen die Entscheidung herbeigeführt habe. Sonst würde man ihm ja nicht danken.

Muß da nicht in Menschen, die auch in religiösen Dingen zu denken sich vermessen, die Frage auftauchen, wie ein Gott, der zeitliche und räumliche Unendlichkeiten überdauert und beherrscht, Billionen von Welten in Umlauf gesetzt hat und den man deshalb bewundern müßte, gleichzeitig das Großväterchen spielen könne, das den kleinen Kindern auf die Fingerchen sieht und sich in dieser Rolle durchaus nicht verehrungswürdig, eher ein bißchen lächerlich ausnimmt?

Aber wo man hinsieht, stößt man auf Leute, in weltlichen Dingen sehr gescheite, tüchtige und pfiffige Leute, die es fertigbringen, an dieses eigentümliche Zwitterwesen von Erhabenheit

---

Soldaten hielt. Seine radikal nationalistischen, chauvinistischen und antisemitischen Ansichten, wie sie eben die Zeit der Befreiungskriege mit ihrem Hurra-Patriotismus, der Franzosenhetze und der Verächtlichmachung auch anderer Völker Europas geboren hatte, setzte er hier seinen Hörern und Lesern vor. Unter anderem versuchte er die besonderen Wesensmerkmale des deutschen Volkes zu bestimmen. Dabei hob er in nationalistischer Ueberbewertung das deutsche Volk über alle anderen Völker Europas, ja der ganzen Welt empor, räumte ihm eine bevorzugte Stellung in der Völkergemeinschaft ein und bezeichnete es als das «Urvolk» schlechthin, das allein berufen sei, die Welt zu verbessern und zu beherrschen. Ueberschwenglich behauptete er: «Charakter haben und deutsch sein ist ein und dasselbe.» Dieser Fichtische Chauvinismus und Antisemitismus haben viel zur Völkerhetzung beigetragen, so daß es nicht überrascht, daß sich die Ideologen des Dritten Reiches auf Fichtes Gedanken beriefen, sie in die Tat umsetzten und ihn selbst als den ersten wahren Nationalsozialisten bezeichneten!

Von wenigen Ausnahmen abgesehen, stieß Fichte im 19. Jahrhundert und auch zu Beginn des 20. Jahrhunderts auf die Ablehnung namhafter Gelehrter, nicht so sehr wegen seiner weltanschaulichen und politischen Einstellung, als vielmehr wegen seiner philosophischen Werke, «deren unentwirrbarer philosophischer Nebel ein Jahrhundert lang sakrosankt geblieben ist». So hat der Philosoph *Ludwig Büchner* in seinen Aufsätzen «Zur Philosophie der Gegenwart» und «Keine spekulative Philosophie mehr» (1860) die Schwülstigkeit der Ideen und die schwer verständliche Ausdrucksweise Fichtes — Sätze von über einer Druckseite Länge, mit Einschaltungen, Zwischensätzen und Anmerkungen — der Lächerlichkeit preisgegeben.

Auf Fichtes *religiös-christliche* Gesinnung — im Atheismusstreit hatte er Gott unpersönlich, als *moralische* Weltordnung aufgefaßt — weist der Prager Schriftsteller *Walter Tschuppik* in seinem Buch «Der Christ und sein Schatten» (1923) hin. Auf S. 211 führt er eine Stelle aus Fichtes «Beiträgen zur Berichtigung des Urteils des Publikums über die französische Revolution» an, die dessen religiöse Einstellung in der sozialen Frage zeigt: «Nein, verlaß mich nicht, heiliges Palladium der Menschheit, tröstender Gedanke, daß aus jeder unserer Arbeiten und jedem unserer Leiden unserem Brudergeschlecht eine neue Vollkommenheit und eine neue Wonne entspringt, daß wir für sie arbeiten und nicht vergebens arbeiten; daß an der Stelle, wo wir jetzt uns abmühen und zertreten werden und — was schlimmer ist als das — gröblich irren und fehlen, einst ein Geschlecht blühen wird, welches immer darf, was es will, weil es nichts will als Gutes . . .»

Diese Uebertragung religiöser Anschauungen ins Metaphysische hat auf den deutschen Idealismus eine entscheidende Wirkung ausgeübt. So hat auch der Kantianer *Friedrich Albert Lange* (1828 bis 1875) Fichte wegen seiner christlichen Gesinnung in Schutz genommen: «Es muß ein schlechter Jünger Christi im eigensten Sinne der Frommen sein, der sich nicht denken kann, daß der Herr, wenn er in den Wolken erscheint, zu richten die Lebendigen und die Toten, einen Atheisten wie Fichte zu seiner Rechten stellt, während Tausende zur Linken gehen, die mit den Rechtgläubigen ‚Herr, Herr!' sagen.»

Zu diesem einwandfreien Zeugnis, das ihm der Vertreter der Marburger Schule Lange als gutem Christen ausstellt, bemerkt der eben zitierte Walter Tschuppik sarkastisch: «Es kann gar kein Zweifel sein, der Gott der Christen müßte Fichte am Tage der Auferstehung gerührt in die Arme schließen. Er war der größte und beste, der frömmste Christ, den die Deutschen je besessen . . .»

Welcher Unterschied bestand zwischen Fichte, der auch wiederholt als protestantischer Prediger auftrat, und den lutheranischen Dompredigern? Wohl der, daß Fichte nur das Evangelium Johannis

und Lächerlichkeit zu glauben, offenbar, weil sie noch nie darüber nachgedacht haben. Auch mögen sie es instinktiv als vorteilhaft empfinden, sich in feierlichen Augenblicken seelisch zu einem höhern Wesen aufschwingen und sich selbst dabei erhaben fühlen zu können, und für den Werktag so etwas wie einen Kinderschreck zu haben, der ihnen viel von den lästigen Erzieherpflichten abnimmt. Gottseidank glauben die Kinder an diesen unheimlich unsichtbaren Allerweltsaufpasser!

Seltsam: «Gott sei Dank» sagt man aber nur, wenn man Glück gehabt hat oder eine üble Sache wenigstens noch glimpflich abgelaufen ist.

Wieso «seltsam»? Weil nach dem christlichen Glauben *alles*, was Gott tut, wohlgetan ist und zu unserm Heile geschieht. Also sollte man auch «Gott sei Dank!» sagen, wenn es uns nach unserm menschlichen Ermessen sehr schlecht geht, zum Beispiel bei einem Beinbruch, einem Durchfall im Examen, einem Hagelwetter. Aber da sagt man es nicht, trotz allem Glauben an Gottes Güte; da verwendet man das Wort Gott nicht selten in ganz andern sprachlichen Zusammenhängen, wie «Herrgotts...».

Das ist Inkonsequenz, die erkennen läßt, daß die Gläubigkeit der Gläubigen nicht ganz so absolut ist wie es scheint und wie sie vielleicht selber annehmen. Wenn es schlecht geht, jammern die Menschen, und höchstens an Totenfeiern, wenn der Pfarrer sagt, Gott habe wohl gewußt, warum er den Gatten, den Vater, den vortrefflichen Menschen so früh zu sich berufen habe, die Hinterlassenen sollen nur getrost sein, glauben es diese vielleicht im Augenblick. Aber wenn sie nach Hause kommen und die Lücke gewahren: den leeren Platz am Tische, das Fehlen der lieben Stimme, das Ausbleiben der gewohnten Schritte, da wird keines sagen «Gott sei Dank».

«Gott sei Dank» ist eine nichtssagende Phrase, ein wertloses Relikt aus der religiösen Rumpelkammer, in der man als Kind gerne spielte. Aber für einen denkenden Menschen eignen sich solche Ueberbleibsel aus der Kindheitsromantik nicht mehr. Wir wissen, was «Schicksal» bedeutet, und wem wir, wenn uns Gutes widerfährt, zu danken haben.

E. Brauchlin

Buchbesprechungen

Gerhart Hauptmann: «Die Kunst des Dramas — Ueber Schauspiel und Theater». Propyläen-Verlag, 1963.

Dieser von *Martin Machatzke* herausgegebene Band enthält Gerhart Hauptmanns Gedanken und Aufzeichnungen über Schauspiel und Dramaturgie. In Aufsätzen, Reden und Aphorismen entfaltet Hauptmann seine theoretische Auffassung über Wesen und Aufgabe des Dramas. Der Dichter der großen sozialen Tragödie «Die Weber», der das Elend der Aermsten der Armen im damaligen preußischen Königreiche in so erschütternder Weise schildert und eine Aenderung der sozialen Mißstände, der ganzen Gesellschaft fordert, belehrt uns hier in seinen theoretischen Anmerkungen, daß ihm solch revolutionäre Gedanken völlig fern lagen: «Ich habe ‚Die Weber' geschrieben und habe damit nicht mehr getan als einer christlichen Nation das Christusgebot ‚Liebe deinen Nächsten als dich selbst' wieder einmal zu Gemüte geführt... Das tiefste Vertrauen, ja beinahe ein kindliches Gottvertrauen zum preußischen König ist hier ausgedrückt.» Wenn man dann weiter noch liest, daß Kunst gleich Religion ist, und daß es «ohne Verbindung mit unserem vaterländischen Grund und Boden ein deutsches Drama in Zukunft nicht geben kann», erkennen wir in Hauptmann den religiösen, durch und durch konservativen und autoritätsgläubigen Menschen. Ein Drama wie «Die Weber» muß nach der Lektüre dieses Buches als ein glücklicher Zufall bezeichnet werden, dem alle Theorie des Dichters nichts anhaben konnte. G. H.

Theodor Lessing: Geschichte als Sinngebung des Sinnlosen. Verlag Rütten und Loening, Hamburg. 1962. 348 Seiten, DM 12.—.

Dieses schwer lesbare und an den Leser höchste Ansprüche stellende Buch hat in den zwanziger Jahren große Diskussionen ausgelöst: im Rahmen der lebensphilosophischen Kritik an der Uebersteigerung der Ratio — Nietzsche, Bergson, Spengler, Klages — trat Lessing mit der These hervor, daß die Geschichtsschreibung nichts mit Wahrheit zu tun habe, sondern eine ideologiebedingte Lüge beinhalte. Damit im Zusammenhang steht eine scharfsinnige

als die «echte Quelle» des Christentums ansah, «weil die übrigen Apostel halbe Juden geblieben sind...» Auch in seiner «Anweisung zum ewigen Leben» kommt Fichtes religiöse Gesinnung zum Ausdruck, wenn er erklärt, die absolute Wahrheit falle mit dem Christentum zusammen und der Mensch müsse sich selbst vernichten, um dann in Gott zu versinken.

Auch auf die durch die französische Revolution entstandenen Probleme konnte sein christlicher Idealismus keine klare Antwort geben. Anläßlich der Feiern zu seinem 200. Geburtstag wurde Fichte als «Humanist», als Demokrat, als ein fortschrittlich gesinnter Philosoph und Politiker gerühmt. In Wirklichkeit hat er sehr viel zur Verschärfung der nationalen Gefühle in Europa beigetragen. Er legte den Grund zu einem völkischen, besonders bei der akademischen Jugend gepflegten und verbreiteten Antisemitismus, der durch das ganze 19. Jahrhundert bis in die Hitlerära und darüber hinaus unheilvolle Folgen gezeitigt hat. Was seine «Reden an die deutsche Nation», diese Haßgesänge gegen andere Völker Europas, ausdrückten, war nur die vernebelte Umschreibung dafür, daß seine Philosophie Religion sei und seine Religion eine sittliche Forderung.

Selbst der Philosoph *Wilhelm Windelband* (1848—1915) schreibt in seiner Geschichte der neueren Philosophie: «Fichtes Deutschland *hat in Utopien gelegen.*» So ist es zu verstehen, daß der christliche Fichte eines Tages den Macchiavelli pries und 1813 nach einem «Zwingherrn» Ausschau hielt, der das deutsche Volk regieren sollte. Dieser Wunsch Fichtes ist erst 120 Jahre später in Erfüllung gegangen, zum Unglück des deutschen Volkes und aller anderen Völker Europas durch die «Machtergreifung» Adolf Hitlers.

Theodor Lessing, jener deutsche Kulturphilosoph, der am 30. August 1933 in Marienbad einem heimtückischen Mordanschlag nazistischer Gangster zum Opfer fiel, hat das politische Weltbild Fichtes treffend charakterisiert in seiner «Geschichte als Sinngebung des Sinnlosen»: «Man hat seit 1914 in Deutschland als geheiligten Gewährsmann für den Unterschied zwischen staatlicher und politischer Moral Johann Gottfried Fichte gemacht, hat eine deutsche Fichte-Gesellschaft gegründet, Fichtes Schriften von 1807 ‚Ueber Macchiavelli als Schriftsteller und Stellen aus seinen Schriften' weit verbreitet und im Namen dieses berühmten Redners die ungeheure Verwirrung der Geister kräftig gemacht. Fichte, ebenso grobkörnigen als überstürzten Geistes, verkündet ein Durcheinander selbstgerechter Skrupellosigkeit und weltrichterlicher Ueberstrenge, immer neu beweisend, daß das Moralpredigen ebenso leicht ist, als es schwer ist, Moral zu begründen und am schwersten, sie im entscheidenden Augenblick schlicht darzulegen... Versicherungen wie die, daß er lieber den Tod seines Weibes verschulden als ihr durch eine Lüge das Leben retten wolle, widerstreiten wunderlich der Versicherung, *daß im politischen Leben jede Lüge ein erlaubtes Machtmittelchen sei* (ein Grundsatz, den er als Anhänger und Uebersetzer Macchiavellis sich zu eigen gemacht hatte, Anm. des Verfassers). Dabei spricht und schreibt Fichte ein so abscheuliches und krüdes Deutsch, das zum Beispiel die ‚Reden an die deutsche Nation', welche Napoleon aus Deutschland hinwegfegen sollten, getrost von Bonaparte selber hätten mitangehört werden können, ohne daß dieser je hätte merken können, worum es sich eigentlich handle.»

Wenn wir heute an seinem 150. Todestage Fichtes gedenken, so geschieht dies nicht aus Achtung und Verehrung für seine menschenfreundlichen Gedanken und sein politisches Weltbild. Denn er war weder ein Demokrat noch viel weniger ein Humanist, als er anläßlich der 220. Wiederkehr seines Geburtstages im Mai 1962 verherrlicht wurde: er war ein überheblicher nationalistischer Patriot, der für die Folgezeit eine Drachensaat ausstreute, die ihre makabren Früchte bis in die jüngste Vergangenheit, ja selbst bis in die Gegenwart trug und reifen ließ. Friedrich Tramer